

Der Margreiter Franzl.

Der alte Margreiter Franz sitzt auf der Holzbank vor seinem Häuschen. Er drückt den grauen Kopf in die weiche Flut der bunten Hängenecken, die von den kleinen Fenstern auf die gebräunte Lattenwand niederwallen und schaut sinnend über das Dorf und den Thalgrund hin.

An dem Wege, der sich an ihm vorüber die Lehne hinanzieht, wuchert das Gras. Ab und zu streicht eine Staubwolke von der Seitengasse herauf, die unweit an der Brücke in die Hauptstraße mündet. Mancher unten Vorbeigehende nickt dem Rastenden freundlich zu. Es ist Sonntag, und der Alte, der auf dem Bahnhofe jenseits des Ortes ein bescheidenes Aemtchen inne hat, ist heute dienstfrei.

Ueber Dächer und Bach schaut der Kirchturm herüber. Seine Glocken laden die Dörfler zum Nachmittagssegen, aber der alte Margreiter feiert seine Andacht lieber in Betrachtung der friedlich träumen-

den Natur, der wundersamen Schöpfung des Herrn, als im engen, dunstathmenden Gedränge der Kirche.

Wie himmlisch klingt das Rauschen des Baches drunten in dem tiefen, steinumfriedeten Gerinne, das Jubilieren der Lerche hoch droben über den schnittreifen Saatsfeldern — um wie viel wehevoller als das wirre Lärmen der oft würdelosen Chormusik mit ihren fremdsprachlichen Weisen!

Er ist kein Kirchenbesucher und dennoch frommer als die Eiferer und „Himmelstrager“, die daheim polternd und fluchend Weib, Kinder und Gesinde quälen, oder mit pfißiger Verschlagenheit den Nächsten überlisten, durch kleine Geschenke an die Kirche aber ihr Anrecht auf den Himmel gesichert wäñnen.

So rastet er nun, der alte Margreiter Franz, und wie fein ruhiger Blick über die sonnige Landschaft schwebt, gaukeln Bilder seiner frohen Jugend, der übermüthigen Umfahrten, der schweren Militärjahre und des harten Brotverdienstes vor seiner Seele. In seinem noch immer frischen Antlitze spiegeln sich die inneren Stimmungen; bald spielt ein Lächeln um den struppigen Schnurrbart, bald weht ein Seufzer durch die gesunden Zähne, oder die Stirne faltet sich ein wenig.

„Ja“, sagt er plötzlich zu sich selber, während er den Körper vorneigt und die Hände über den Knien faltet, „so wird's halt a mein' Franzl geh'n! Bia der Bota, so der Bua. Bei uns armen Leuten löst vans dös ander' ab. Wann er nur brav bleibt! Hiaz derweil hat er guat sein als Postknecht, aber in a paar Jahrl'n kimmt d' Assentierung, und solche Buam lassen s' nit aus bei die Soldaten!“

Wieder versinkt der Einsame in stummes Brüten; dann lacht er behaglich vor sich hin: es ist ihm der dicke Major eingefallen, dessen riesige Körpermasse den Pferden fast das Kreuz abdrückte, und der doch nur eine Fistelftimme besaß, die beim Commandieren stark gickte, als ob ein Hahn sein Kikeriki in die Morgenstille trompetete. „Wird schier a zu dö Dragoner müaß'n, der Franzl, wie i“, nickt der Sinnende nach einer Weile, „mit'n Ross'n kann er hiaz schon sauber umgeh'n. Ob er mir a so rechthaberisch und umanandloahnad zruckimt, 'n Kopf voller Weiber-g'schichten und Aufschneidereien, wie die Mehrern? Moan nit! Hat a guat's Herz, der Franzl, und fleißi arbat'n mag er a. Wann er nur brav bleibt!“

Der Franzl ist sein einziges Kind. Die Mutter ist frühzeitig gestorben und seither hauste der Margreiter mit seinem Buben allein in dem Häuslein

„auf der Leiten“ und hielt sein Anwesen rein und sauber. Wer das Gütlein sah, das wie ein Blumentopf auf die Dorfstraße hinablickte, hätte es eher für das Heim einer lieblichen Dorfschönen gehalten, als für die Wohnstätte eines derben „Eisenbahners“. Franzl hatte die Schule besucht und war ein anständiger, geschickter, aber stets in sich gefehrter Schüler gewesen; dann trat er beim Postmeister „in den Dienst“ und hatte es gegenwärtig zum Postknechte gebracht, der täglich mehrmals den gelben Wagen zur Station lenkte, um die Poststücke abzuliefern und die einlangenden abzuholen.

Den Sonntagnachmittag pflegte Franzl seit seiner Ueberfiedlung in den Poststall beim Vater zu verbringen. Deshalb blinzelt dieser heute so oft nach der altersgrauen Thurmuhhr, je näher die Stunde für die Durchfahrt des letzten Zuges rückt.

„Hiaz spannt er ein!“ murmelt der Wartende und lugt zur unteren Brücke, von der aus sein Sohn im Vorüberfahren heraufzugrüßen oder den Gruß durch heftigen Peitschenknall auszudrücken gewohnt war.

Endlich hallt das Rollen des Wagens durch die Sonntagsstille, die Pferde nicken um die Ecke, das gelbe Gefährte poltert über die Brücke und der Alte holt mit der Peise aus — aber — das ist ja nicht

sein Franzl, der dort wenige Augenblicke sichtbar gewesen? Der Margreiter Franz reibt sich die Augen, allein mittlerweile ist die Kutsche schon hinter den Häusern verschwunden.

„War er's oder war er's nit? I woaß nit, mi' ziemt frei, daß meine Augen nachlass'n seit an Gicht. — Eppa is 'n Buam was — die leßt'n Täg, wo i 'n g'feh'n han, is er mir frei a weng anders fürkema. Na — er wird's wohl dena g'we'n sein? Muuß i extra aufpass'n, bald der Wagen zruckkint.“

Unterdessen verkündet das Läuten der Glocke den Schluß der Vesper, und bald nachher wallen die heimkehrenden Kirchgänger von der Brücke her in die Seitenstraße, viel Weiber und junges Volk; die Männer sind zumeist an den Wirtshäusern gestrandet. Die Näherkommenden heften schon von Weitem ihre Augen auf den alten Margreiter, etliche tuscheln und blicken dann mit so ungeschickt geheuchelter Unabsichtlichkeit in den Bach hinunter, daß dem Beobachter das merkwürdige Gethue auffällt. Deutlicher noch zeigt die Lahnhoferin eine ungewöhnliche Empfindung, indem sie plötzlich auf dem gewohnten Wege gegen das Margreiterhäuschen kehrt macht und einen Umweg einschlägt, der sie um ein Beträchtliches später nach ihrem Anwesen bringt.

„Om“, stutzt der Alte, „was geht denn dö heunt ent auf? Schaut schier gar aus, wia wann s' nit bei mir dabei möcht“. Die Vorüberkommenden erwidern seinen Zuruf wie sonst oder sie grüßen herauf, aber es liegt etwas Gezwungenes in ihrem Wesen, obgleich niemand sagen könnte, worin es besteht. Die Posseggerin bleibt sogar wider ihren Brauch einen Augenblick stehen und fragt: „Na, Margreiter, bist wohl allweil wohlau? Is Dir wohl guat heunt?“

Er wiegt, verwundert den Kopf. „Dank der Frag“, knurrt er zwischen den Zähnen, da sie die Pfeifenspitze halten, „was soll mir heunt nit guat sein? Schau, die Posseggerin hat do' fist nia g'fragt.“

Auch die Sattlerin kommt des Weges, an jeder Hand ein Kleines und ein paar voraus. Ein stumpfnasiger Blondkopf wendet sich zurückblickend nach der Mutter und weist gegen das Haus. „Da schauts, Muatta, da fist 'n Franzl sei' Bota!“

„Bist stad!“ zürnt die Frau und trachtet vorwärts. Der kleine Bub aber sucht eifertig das Wort zu retten, das ihm auf der Zunge liegt.

„'n Franzl sperr'n s' ein!“ schreit er keck über den Gang herauf, dann läuft er, erschrocken über seinen Vorwitz, auf die rechte Seite der Mutter und

greift nach ihrem Kittel. Dem alten Manne geht ein Stich durchs Herz. Er nimmt die Pfeife aus dem Munde und grollt: „Pfiu Teufl, solche Reden! Du kunst a dein' Buam besser ziagn, Sattlerin, daß er nit so unb'schaff'n daherredt!“

„Soll an iads auf seine Kinder schau'n!“ gibt das Weib spitz zurück, und der Kleine schreit im instinctiven Gefühle seiner Sicherheit neben der schützenden Mutter in boshaftem Wagemuth: „Ja, einsperr'n, einsperr'n, einsperr'n thuan s' 'n Franzl!“ Seine letzten Worte verhallen schon um die Ecke der nächsten Häusergruppe.

Der Margreiter Franz raucht nicht weiter; er hält den grauen Kopf seitlich geneigt und lauscht dem Klange in seinem Ohre. „Bin i heunt verhext? I siach nit recht, und i hör nit recht —“ Beunruhigt steht er auf und starrt vor sich hin.

„'n Franzl — sperr'n s' ein — — hat er nit so g'sagt?“ Wieder zuckt sein Herz.

„Ah, narrisch! Meh' sollten s' 'n Franzl einsperr'n? So a braver Bursch — hat nia was ang'stellt — ah! — er is do' mein Bua!“ Rathlos lugt er mit forschenden Augen gegen die Brücke zu, als fürchte er ein Unheil unterwegs.

Den Pfad herauf schreitet der behäbige Pfarrer, hinter ihm der Lehrer und dessen Freund, der junge Arzt, der sich erst vor kurzem in der Ortschaft ansässig gemacht.

Halb unbewußt greift der verwirrte Greis nach seiner Kappe. Der Pfarrer lüftet gemessen den hohen Hut und sagt so seitüber mit seiner fetten Stimme: „Fleißi' beten, Franz, fleißi' kirchengeh'n, daß unser Herrgott wieder sein' Gnad' schenkt!“ Damit stapft er breitspurig weiter.

Der Lehrer streicht seinen schwarzen Krausbart, bleibt stehen und legt die Hand auf die Schulter des Alten, der die anzüglichen Worte des Geistlichen verständnislos hingenommen.

„Nehmt Euch's nicht zu hart, Margreiter. Es war nur ein Fehltritt. Der Franzl ist ja nicht schlecht; er wird sich wieder auf den rechten Weg emporarbeiten“.

Der Beklommene ist wie vor den Kopf geschlagen. Ein Köcheln gurgelt aus seiner Kehle. „Was — hat's denn mit ihm? I woaß nit — was d' Leut' woll'n!“

Voll tiefen Mitgeföhls schaut der Lehrer den Graukopf an; da schiebt ihn der Arzt weiter, indem er sagt: Laß' ihn allein, 's ist besser — —“

Und die Männer verfolgen ihren Weg. Eine fürchterliche Angst erfasst den Verlassenen, das Herz schlägt ihm bis zum Halse.

„Es is was g'scheh'n — es is was g'scheh'n!“
Er stöhnt es mit halbgelähmter Zunge, mechanisch läßt er die Pfeife auf die Bank gleiten und taumelt den Weg hinunter zur Straße. Das blendende Staubband hebt sich bis zu seinem Auge und versinkt, als glitte es unter seinen Füßen weg, die Schranken der Brücke neigen sich, und die Häuser wanken. . . .

Menschen stehen in Gruppen auf dem Platze. Der Gemeindediener hat etliche um sich versammelt und schreit: „Ja freili', 's Geld halt, 's Geld hat'n vablendt! Schad' um den Buam! Schlecht is er nit, schlecht nit, siß hätt' er's g'scheita ang'stellt. 'n Postbeutel mit die Silbergulden im Bett versteck'n, wo mir 's auf'n ersten Griff glei findt —“

„I kann's nit glaub'n von Franzl“, zweifelt ein riesenhafter Bauer. „Wer woaß, wer da dahintersteckt? Aus Eiganen thuat der Bua dös nit!“

Der vorüberwankende Margreiter preßt die Hand ans Herz. „Der Franzl? — Eppa do' an and'rer? — — — Grüaß Gott!“ leucht er eine Schar Neugieriger an; sie erschrecken, blicken ihn

an und treten in unbeholfener Scheu zurück? „Sie scheuchen mi' — himmlischer Bote — sollt's dena mi' treffen?“ Er schwankt und stolpert weiter gegen den Gasthof „zur Post“ und gewahrt es nicht, wie die Leute bei seinem Anblicke sich theils mitleidig zuflüsternd und winkend, theils neugierig hinter ihm nachzögern.

Just biegt er gegen das stattliche Posthaus mit den bunten Freskomalereien an der Vorderseite ein, da stößt er mit dem Bürgermeister zusammen.

„Jessaß, der Margreiter! Geh' hoam, dös is nix für Di' — Du bist a braver, rechtichaff'ner Mann, mir wissen's ja alle — mein Gott, der Franzl —“. Das gutherzige Gemeindeoberhaupt will den zitternden Alten zurückdrängen und schon scharen sich etliche Männer in gleicher Wohlmeinung um ihn — da weicht jeder Blutstropfen aus dem Antlitz des Aufgeregten, er wirft den Kopf in den Nacken, sein Mund öffnet sich zu einem erstickten Aufschrei, und die Augen starren in trostlosem Entsetzen gegen das Thor — auf der Schwelle erscheint, vor dem blitzenden Bajonette des Gendarmen, mit bleichen, verzerrten Zügen, mit gefesselten Händen, die gebrochene Gestalt seines Sohnes. „Führt's 'n zruck — zruck!“ deutet mit heftiger Geberde der Orts-

vorsteher — allein zu spät — Vater und Sohn haben einander ins Auge gefaßt.

Ein jäher Krampf durchzuckt die Glieder des blutjungen Burschen, er stürzt vor, er hebt die gebundenen Hände inbrünstig gegen den regungslosen Vater und fleht mit dem Jammer der verzehrendsten Reue: „Vota — mein Vota — verzeiht's mir!“ Die Thränen schießen über sein Gesicht, die blassen Lippen fliegen, und ruckweise zucken die Zähne gegeneinander.

Durch den schwirrenden Menschenhaufen geht eine tiefe Bewegung, selbst der Postmeister, der die Escorte begleitet, nagt an seinem buschigen Schnurbarte und schaut unsicheren Blickes auf die Begegnung.

Langsam erwacht der alte Margreiter aus seiner Erstarrung, abwehrend neigt er sich zur Seite und sagt tonlos: „Na — dös is nit — mein Sohn!“ . . . Jählings aber preßt er die Fäuste gegen die Stirn und drängt mit wilder Hestigkeit gegen den Schluchzenden. „Bua — dös hast nit von mir — sag's, daß 's nit mein' Schuld is! Han i Di' nit allweil den recht'n Weg g'weist, war nit all'weil mein' Red: Bleib nur brav!? Und Du — Du thuast mir dös? In meine alten Täg thuast Du mir dös? — Ah, führt's 'n weg, von Stund' an, sag' i mi' los von Dir — mein Kind bist neama!“

In Verzweiflung, als sollte ihn der Erdboden verschlingen, krümmt sich der Verstoßene vor dem zürnenden Vater, wimmernd schlägt er die Hände vor's Gesicht, daß die feine Stahlkette klirrt; da hebt ihn der Landjäger mit kraftvoller Faust empor und führt ihn eilig durch die ausweichende Menge, die sich rasch hinter den beiden schließt.

Der unglückliche Vater schaut ihnen mit heißen Augen nach; er wischt mit der Rechten über die Stirne, als streife er einen bangen Traum aus seinem Gedächtnisse, dann wendet er sich in rauhem Tone gegen die Nachbarn: „Das größt' Unglück, was ein Vater treff'n kann, is a mißrathen's Kind — Deut, ös wißt's es, mein' Schuld is's nit!“

Ein vierschrotiger Lastträger im blaugestreiften Kittel, ein Dienstgenosse Margreiter's, der ihn seit seinen Jugendjahren kennt und auch sein Waffengefährte gewesen, faßt ihn am Arme und redet ihm treuherzig zu: „Laß gut sein, Franz! Mir zwoa haben schon ärgere Schlachten mitanander g'schlagen und san do' no' da. Kim, geh' mit mir!“

Der andere weist den Zuspruch mit matter Geberde ab. „Dös is das ärgste, mein Herz hat er z'treten! Hiazt bin i alloan — ganz alloan!“ Er flüstert's vor sich hin und wandelt gebeugten Hauptes,

ohne rechts oder links zu blicken, in sein einsames Heim. Die Leute verlaufen sich, es dunkelt, aus den Häusern glänzen die Lichter, ein paar Bursche singen am Dorfbrunnen vorbei, droben auf dem Hügel jauchzt einer, dann wird's still. . . . Durch die Finsternis tappt der Lehrer den Weg zum Margreiterhäuschen hinan. Es liegt in tiefem Dunkel, innen und außen. Den späten Besucher überläuft ein Schauer. „Wie ein Grab“, flüstert er. Dann lauscht er am Fenster.

„Margreiter!“ Es regt sich nichts.

„Margreiter! Wer gefehlt hat, kann seine Schuld wieder gut machen. Seid nit zag! Ein guter Trieb findet zulezt wieder den rechten Weg“. Nun ist dem Lauschenden, als dringe ein herzerreißendes Weinen an sein Ohr.

Traurig sucht der Lehrer seinen Weg zurück.

* * *

„Daß man 'n Margreiter gar neama fiacht!“ wundern sich die Leute, wenn sie unter dem Heim des Alten vorüberkamen.

Seit dem Unglückstage, der seinen Sohn in das Strafhaus geführt, war der Greis menschenscheu geworden, und nimmer sah man ihn, der früher an jedem Abende vor dem Hause sein Pfeiflein schmauchte, von der Bank hinausfinten in den Sonnenuntergang.

Der eine, der sein Vertrauen betrog, hat es ihm für alle geraubt. Unerbittlich zürnte er dem Verirrten und vermied es, von ihm zu reden; geschah dies von anderen in seiner Gegenwart, so schwieg er und verzog keine Miene. Die Saite, die vormals in Vaterstolz und Zärtlichkeit erklang, schien gerissen und stumm zu sein, für alle Zeiten.

Und doch hatte die Meinung im Dorfe, die oft bei geringfügigen Anlässen ihre scharfe Zunge übte, ein mildes Urtheil über die Verirrung des jungen Blutes gefällt. Auch der Richterspruch hatte dem Reuigen, der einer plötzlichen Versuchung erlegen, in Anbetracht seiner Jugend und seines vordem tadellosen Leumunds nur eine geringe Strafe zuerkannt. Der Lehrer war es, der dem alten Margreiter in zarter Theilnahme die Nachricht brachte, mit dem Zusatze, daß der Franzl in dem nur wenige Stationen entfernten Strafhause seine Bußzeit verbringe und nach einem Jahre heimkehren werde.

„Verschließt Eurem Kinde nicht das Vaterherz! Der Bursche wird den guten Kern seines Wesens hinfert beweisen; man darf den Reuigen nicht zurückstoßen, sonst verfällt er leicht einer größeren Gefahr“.

Regungslos und finsternen Blickes hatte der Alte dem Zuspruche standgehalten, dann streifte er rauh

mit der Faust über die Tischplatte und entgegnet:
„Geltsgott für Ihre gute Meinung, Herr Lehrer,
aber mi' geht's nix an. Mein Nam' is a ehrlicher
Nam' und zeitlebens han i 'n g'hüat vor jeden Fleck.
Daß a and'rer Mensch a so hoast wia i —“ und
der Unerbittliche zuckte die Achseln und wandte sich
schroff ab. Dabei blieb es. Verschllossen gieng er
seinem Dienste nach, kehrte auf Umwegen heim und
entfremdete sich allmählich den Dorfgenossen. Was
er einsam in seiner Behausung that, ob sein Herz
wirklich nichts mehr von seinem Kinde sprach, keiner
wußte es. Mancher grollte ihm ob seiner Härte
gegen das eigene Fleisch und Blut, und der Post-
meister sprach mehrmals sein Bedauern darüber aus,
daß er „im ersten Zorne“ das Vergehen des jungen
Knechtes der Behörde angezeigt hatte, statt den sonst
verwendbaren Burschen nach Ersatz des Schadens in
aller Stille zu entlassen.

So floß der Herbst dahin, und auch der lange
Winter verstrich und zog seine Schneehüllen von
Berg und Thal. Die Schwalben kehrten wieder,
und aus dem braunen Boden sproßte das junge
Gras. Heftige Regengüsse folgten der Schneeschmelze;
da befreite sich aus den vereisten und vermuhrtten
Bergschründen eine unheimliche Gefahr, sandte ihre

Schreckensboten niederwärts, gurgelnde, schmutzige Wasserläufe, die allenthalben neue Bundesgenossen trafen, aufnahmen und in dem Bache sammelten, der sich aus dem walderfüllten Graben herausschlängelt, mitten durch die Ortschaft eilt und sich unterhalb derselben, nachdem er der Dienstbarkeit schnarrender Sägewerke entronnen, wieder in dunkle Waldwildnis stürzt, brausend in kühnen Sprüngen von Fels zu Felsbank setzt, um endlich nach wenigen Stunden gebändigt, in breitem Laufe dem Hauptstrome des Landes, der Enns, zuzuwallen.

Die Dörfler waren den jährlichen Lenzkampf mit dem ungeberdigen Bergsohne von altersher gewohnt, heuer aber tobte dieser so dröhnend an die Wohnstätten heran, daß der Lärm seines Zornes weithin vernehmlich war und des Nachts manch aufgeschreckter Schläfer mit bangem Ohre dem Donner der Wassermassen lauschte.

Auch aus dem Moorgrunde des Hochthales schwellten die Wasser empor, leckten mit gierigen Zungen immer weiter und weiter in die Wiesen, bis sich ihr Spiegel in dem austretenden Schwalle des Baches trübte und nur mehr die gerade Linie des Bahndammes und einzelne Erlengruppen aus dem ungeheuren See herausragten.

Auf der Hügellehne, die das Dorf gegen Morgen hin umfaßt, standen zu jeder Tageszeit Scharen von Dorfbewohnern; sie blickten in Besorgnis über die Öde und hinauf zu den strömenden Wolkensträhnen und lauschten dem langgezogenen Pfiff der Locomotive, der wie ein Klageruf herüberscholl, und dem drohenden Donner des Baches, der zornig darauf zu antworten schien.

Die Waldstraße, die längs des Bachbettes aus dem Graben herauswandelt, bröckelte langsam in schweren, klebrigen Blöcken in den Wasserlauf, die Sägen standen still, die hohen Bretterschichten, die sich längs der Straße aufthürmten, brachen schmetternd zusammen, und die weißen Latten, von dem Strudel erfaßt, glitten pfeilschnell von dannen. Bleich räumten die Bewohner einer nahegelegenen kleinen Ansiedlung ihre Heimstätten und flüchteten verstört und wehklagend in das Dorf. Auch hier stieg in den unweit des Baches stehenden Häusern das Wasser aus den Kellerräumen bis in die Stuben und quoll aus dem Flur auf die Straße hinaus. Nothdürftig wurde der Verkehr auf Balken, Kisten und Fässern von Nachbar zu Nachbar aufrecht erhalten.

An der Brücke standen die Männer, mit langen Stangen bewehrt, um die heranschießenden Baum-

stämme von den Fochern abzuwehren und eine Anstauung zu verhüten. Die wackeren Holzknechte eilten von den Schlägen hernieder, in ihre Ledermäntel gehüllt und das Beil in der nervigen Faust. Muthig begannen sie nach Weisung ihrer Aufseher mit der Sicherung der Uferhänge, deren Abrutschung den Lauf des Baches zu verlegen und eine schreckliche Katastrophe heraufzubeschwören drohte. Raftlos, mit verbissenem Ingrimm trachteten die kühnen Gesellen ihren alten Feind auf sein Gebiet zurückzudrängen; sie fällten Bäume und bauten starrende Berhaue und blockierten die gefährdetsten Stellen. Theilweise angefeilt, hie und da fortgeschwemmt und von den Kameraden zurück ans Ufer gerissen, setzten die Helden in jeder Minute ihr armes und doch in Feierstunden an Frohsinn so reiches Leben aufs Spiel.

Des Nachts irrten die Laternen der Wasserwache gleich Leuchtkäfern längs der verwüsteten Gestade hin und wider, und angstvoll harrete die schlaflose Bevölkerung einem Schreckensalarm entgegen. Kein Auge schloß sich. Doch verschlich auch die vierte Nacht ohne ernstlichen Unglücksfall.

Der fünfte Morgen der Schreckenszeit brach an — trübe — trostlos und lauernd.

Greise und Frauen traten kummervoll aus den Häusern, viele mit geweihten Kerzen und Palmzweigen, und wandelten der Kirche zu, wo der Pfarrer ein Bittamt um Abwendung der Gefahr las. Die Schule blieb gesperrt, groß und klein wartete in düsterem Angstgeföhle auf Erlösung oder Untergang.

Ab und zu rief der grelle Ton der Feuerwehrtrompete die Männer zu einem Damnbruche, und dort wogten sie dann, von einzelnen Commandorufen geleitet, in athemlosem Ringen durcheinander.

Der Bahnverkehr mußte eingestellt werden.

Angefihts der wachsenden Ueberschwemmung hatte sich der Ortsvorsteher an die Behörden der Kreisstadt um Hilfe gewandt, und in vorgerückter Morgenstunde kroch mühsam durch die Wasserwüste der letzte Eisenbahnzug herauf, der eine ansehnliche Schar von Sträflingen brachte, welche landesüblich bei Wildbachverbauungen, Straßeneindämmungen und ähnlichen Arbeiten Verwendung fanden und nun der gefährdeten Ortschaft zur Verfügung gestellt wurden. Bald sah man die Zwischgewänder der Ankömmlinge, die mit Hacken, Schaufeln und Hebebäumen ausgerüstet waren, in der Menge der Arbeitenden auftauchen.

Bisher hatte sich die Haupt Sorge an der Freihaltung des Wasserlaufes oberhalb des Dorfes abgemüht, nun klemmte sich aber plötzlich der unheimliche Geist der Zerstörung mitten in der Ortschaft fest. Die herabschwimmenden Balken, Läden und Baumstämme verrammelten sich an der Brücke, drängten die Flut gegen die hohen Steinmauern und begannen an den Grundfesten der oberhalb der Brücke befindlichen Mühle und des gegenüberliegenden Poststalles zu nagen; schon war das Erdreich abgeschwemmt und das Mauerwerk lag bloß. Der Mühlsteg zersplitterte und sank krachend in Trümmer. Alle Hände haben vollauf zu thun, die Enge unter der Brücke freizuhalten. . . .

Die Noth des Heimatsortes hat auch den alten Margreiter Franz aus seinem Häuschen geschreckt. Lange spähte er von der Schwelle aus hinab in das Getriebe. Er fühlte, daß man seine greisenhafte Kraft nicht mehr brauchen könne, aber theilnahmslos vermochte er doch nicht zu bleiben. So tappte er die Wegstufen hernieder und gieng das Ufer entlang.

Troß der allgemeinen Aufregung blickte ihn mancher voll Ueberraschung an — er fühlte sich also doch noch zu ihnen gehörig?

Weiterschreitend wand er sich durch den wildbewegten Menschenhaufen, als er plötzlich vor einem jugendlichen Sträfling stand, dem eine Frau Labung bot. Der Bursche hatte den Spaten beiseite gelehnt, trank in raschen Zügen und reichte eben dankend das Glas zurück, da gewahrte er den Nahegekommenen. Fahle Bläße überzog sein Gesicht, wankend preßte er die Faust vor den Mund — er stand vor seinem Vater.

Auch der alte Margreiter erkannte seinen Sohn. Ein jähes Roth flammte ihm bis an die grauen Haare. Es war zu spät für ihn zurückzutreten; so wollte er denn schweigend vorübergehen. Allein der junge Bursche streifte mit leiser Hand an den Rock des Vaters und stöhnte: „Bota — nur van Wort — — nur anschau'n, mein Bota!“

Der Alte zuckte zusammen, einen Augenblick schien es, als wolle er sich dem Bittenden zuwenden, jählings aber riß er sich weiter, fuhr mit der Gebärde des Abscheues über den Armel, den sein Sohn berührt, und mischte sich hastig unter die vorübergehende Menge.

Bitterlich weinend neigte der Abgewiesene sein thränenüberströmtes Gesicht an das Geländer, und sein Körper bebte vor Leid und Scham.

„Marand Josef, der Franzl!“ staunte halb mitleidig, halb scheu die betroffene Frau, „Di' hätt' i frei neama kennt, Du armer Bua!“ Nur wenige hatten die Begegnung bemerkt, und auch diese wurden zur gleichen Zeit von dem Alarmrufe eines Menschen-
schwarmes erschreckt, der plötzlich durch die Straße stob.

„Der Sagbühel rutscht ah“, gellten sie, „reißt's die Bruck'n ein!“ Der Ortsvorsteher drängte sich durch die Erbleichenden und rief: „Mir nach, wer a Schneid hat — die Bruck'n muß weg!“ „Wann sich das abg'schwenimte Holz da speißt, fliegt die Mühl sammt 'n Poststall in Bach, und das ganze Dorf is verloren!“ schrie nun auch der Sägemeister, der die Masse des durch den Einbruch des Sägewerkes dem Spiel der Wogen überlieferten Holzvorrathes abzuschätzen wußte. Ohne Bedenken stürzte er mit dem Bürgermeister auf die Brücke, ihm nach ein Schwall Beherzter, der herkulische Schmied, der Lehrer, der die Ortsfeuerwehr befehligte, der Aufseher der Sträflinge und etliche Holzknechte. Athemlos hackten sie an dem Geländer, schraubten die Bänder los, hoben die Pfosten und schleiften sie auf die Straße, übergossen von dem Sturze der ausspritzenden Flut. Die an den Eichenjochen eingekeilten Sparren, von der Kraft des Wassers aneinandergepreßt, klirrten,

splitterten und knallten, und einzelne Trümmer sprangen wie Schleudersteine im Bogen empor. Die kühne Schar lichtete sich, und zuletzt blieb nur der riesige Schmied zurück. Sein blonder Bart triefte, das Schurzleder klatschte im Wind, und sein Mund sprudelte den Gischts zurück, der in sein Antlitz schlug.

„Hat der Teufl sein G'spiel?“ schraubte er, „weg muß das Glumpert!“ und mit mächtigem Ruck riß er an dem Gefüge.

Nur ein starkes Eisenband hält noch die Widerlager zusammen — da zwingt der entsetzte, vielstimmige Warnruf der Zuschauer und ein seltsames, immer näherkommendes Getöse auch den Recken zur Flucht. Behende greift er sich an den Geländerresten ans Ufer, sprudelnd und keuchend springt er auf den festen Grund und schaut mit finsterem Blicke in das wilde Element.

Was ist das? Die ganze Rinne, soweit das Auge reicht, ist bedeckt mit tanzenden, schiebenden, blendendweißen Läden — das Holzlager des Sägewerks. Dazwischen tauchen wie Riesenhäupter die buschigen Kronen abgerutschter Bäume auf — ein wirbelnder, schmetternder und donnernder Aufruhr.

„Gott sei uns hiaz gnädig!“ stöhnt der Bürgermeister auf, und lautes Weinen verschüchterter Weiber

und Kinder begleiten seinen Angstzug. In der Wegkapelle kniet der Pfarrer inmitten einer Schar kummervoller Beter und fleht mit feierlicher Innigkeit zum Himmel um Hilfe, die Nothglocke im Kirchturme sendet ihr wimmerndes Klagen über die Ortschaft hin.

Es hat zu regnen aufgehört, das bleierne Duster des Tages wich einer schillernden Lichtflut, und als ob der Himmel die Verzweiflung der Bedrängten höhnen wolle, bricht plötzlich das Wolkengebirge auseinander, und aus blauem Spalt schaut blendend die Sonne hernieder. Ein Schauer ergreift die Versammelten, hie und da fleht ein Auge hoffend empor — aber ein Blick auf die Umgebung zeigt das trostlose Bild der Zerstörung.

Als sei die Wasserflut gestockt, so staut und verspreizt sich in dem Bette ein Wirrsal von Holzblöcken, Latten und Stämmen, schon klimmen einzelne als Mauerbrecher an den Grundfesten der Gebäude empor — aber noch immer hält die Brücke stand, noch immer trohen die eisernen Widerlager unheilvoll dem ungeheuren Anpralle.

In diesem lähmenden Augenblicke der höchsten Gefahr löst sich plötzlich ein Mensch aus der Menge, ein schlanker Bursche in grauem Zwilchgewande, einer der Sträflinge, eilt auf die Brücke zu und

springt behend wie eine Katze über die glitschrigen Pfosten. Unbekümmert um den sprühenden Wogenschwalm, der ihn zu ersticken droht, um die Latten, die neben seinem Haupte zerschellen, um den betäubenden Knäuel von Krachen, Säusen, Splintern und Gurgeln stemmt er eine eiserne Brechstange mit übermenschlicher Kraft in die Klammern des ehernen Bandes und drängt mit gespannten Muskeln an den Hebel.

Todtenstill steht die Zuschauermenge auf beiden Ufern, wie traumbefangen hängt jedes Auge an dem Beginnen des Verwegenen. . . .

An der Mauer des nahen Schulhauses lehnt, kaum seiner Sinne mächtig, der alte Margreiter — bleich — mit weitaufgerissenen Lidern — — er weiß ja, wer der tollkühne Wagehals ist, und er ahnt, warum jener sein Leben opfert.

Da — die Klammern lösen sich, krachend springt das Eisenband, die Widerlager klaffen auseinander, eine mächtige Wassersäule zischt dazwischen empor, hoch bäumt sich die Holzwucht auf — ein entsetzliches Brasseln und Knirschen — ein hundertstimmiger Schrei — und mit erhobenen Armen versinkt der Retter des Dorfes in dem Gewirre der befreiten Masse.

Wie eine Riesenkugel überschlägt sie sich, und zerfahrend wirbelt sie in ungeheurem Schube stromab.

Wildes Stimmengebrause erhebt sich an den Geländen. Ueber dem einen verlorenen Menschenleben vergißt das Volk den abgewandten Untergang, und alles jagt in flüchtiger Hast dem unteren Dorfe zu, wo die seichten Ufer den Wogen Raum gewähren und der aufgepeitschte Tumult der Wasser sich in breitem Zuge beruhigt.

Die Voraussicht der Heranstürmenden hat nicht getragen — auf dem flachen Gestade, halb bedeckt von ausgeworfenen Holztrümmern, liegt der zerschmetterte Körper eines Menschen, die Kleider in Fetzen hängend, entstellt von Schlamm, Gisch und rieselndem Blute. Rasch wird er aus dem nassen Grabe in das Gras gezogen, der Lehrer kniet mit dem Arzte neben dem Leblosen und sagt mit zitternder Stimme: „Ich hab' mich nicht getäuscht, es ist der Margreiter Franzl“.

„Der Margreiter Franzl!“ fliegt es von Mund zu Munde, und ein dichter Kreis drängt um die Gruppe.

Ernst hebt der Arzt seine Rechte. „Er lebt noch, aber es ist kaum ein Knochen an dem braven Burschen ganz“.

Ein Murmeln geht durch die Reihen der Umstehenden, sie lösen sich, schluchzend und verstörten Antlitzes stürzt der alte Margreiter über den Leib seines Sohnes.

In demselben Augenblicke schlägt dieser die Augen auf — zum letztenmale.

„Bota!“ Wie ein Hauch weht das liebe Wort über die bleichen Lippen. „Franzl — mein braver Bua — Du bist do' mein Kind!“ weint der Erschütterte. Zärtlich streichelt er die eiskalten Wangen und umschlingt den Sterbenden mit seinen Armen. —

Ein Leichenbegängnis, wie jenes des Margreiter Franzl, hat das Thal wohl nie gesehen. Das Lob des opfermuthigen Burschen, der ein Vergehen durch eine Heldenthat gesühnt, klingt durch das ganze Land.

In dem Margreiterhäuschen hängt das Bildnis des Todten an der Wand, und der Vater vergißt an keinem Tage, das Grab auf dem kleinen Ortsfriedhofe zu besuchen. Er ist auch wieder ein anderer geworden, der alte Margreiter. Sein Auge hat wieder die Frische von ehemals und blickt froh und zufrieden.

Mit Stolz spricht der Greis von seinem heldenmuthigen Sohne: „Is do' a braver Bursch g'we'n, mein Sohn — der Franzl!“
